



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schäfer, Dietrich: Wilson und der Friede

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wilson und der Friede

Von Prof. Dr. Dietrich Schäfer



innen kurzem jährt sich zum zweitenmal der Tag, an dem die deutsche Reichsleitung sich bereit erklärte, auf Wilsons Friedensgrundlagen, wie sie am 8. Januar 1918 in den 14 Punkten kundgegeben waren, einzugehen. Seit mehr als Jahresfrist sind wir im Friedensstand mit der ganzen Welt, nur nicht mit den Vereinigten Staaten. Der Friedensbringer sein wollte und bei Freund und Feind als solcher angesehen wurde, hat ihn dem eigenen Volke noch nicht zu geben vermocht. Das berechtigt, das verpflichtet, noch einmal zu prüfen, wie dieser Mann überhaupt zur Friedensfrage stand.

Der durch seine Stellung zum Urteil Nächsterufene, Deutschlands Bevollmächtigter in den Vereinigten Staaten, hat bis heute die Ansicht vertreten, daß Wilson ehrlich, als Unparteiischer, habe vermitteln wollen und erst durch den Übergang zum rücksichtslosen U-Bootkrieg bewogen worden sei, in den Krieg einzutreten. In Amerika war das die allein herrschende Auffassung während des Krieges; sie ist es heute nicht mehr. Allzu deutlich redet das Geständnis, zu dem der Präsident sich auf die Anfrage des Senators McCumber vor versammeltem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten gedrängt fühlte, daß Amerika am Kriege teilgenommen haben würde, auch wenn Deutschland keinerlei Feindseligkeit oder Unrecht gegen amerikanische Bürger begangen haben würde (we would have entered the war even if Germany had committed no act of war or no act of injustice against citizens).

In den Verhandlungen unseres parlamentarischen Untersuchungsausschusses hat der damalige Reichsminister Dr. David sich bemüht gesehen, mit großem Aufgebot von Beredsamkeit und Entrüstung darzulegen, daß unsere Regierung soundso oft gehandelt habe, ohne daß „das deutsche Volk irgend etwas darum wußte“. Es gehört eine politische Beschränktheit dazu, wie sie ein Kabinettsglied, ohne sich unsterblich lächerlich zu machen, doch wohl nur im deutschen Volke aufbringen kann, zu glauben, daß auswärtige Angelegenheiten ohne eine weitgehende Geheimhaltung mit Erfolg geleitet werden können, zumal in kritischen Zeiten. Selbst in Sowjetrußland verkündet man wohl solche Grundsätze, hütet sich aber sehr, sie anzuwenden. In Amerika denkt man nicht daran. Insbesondere hat Wilson seine entscheidenden politischen Schritte mit einem schier undurchdringlichen Schleier zu umgeben verstanden, den er nur für nächste Vertraute gelegentlich lüftete. In der Veröffentlichung des Department of State kurz vor Amerikas Eintritt in den Krieg waren mit Billigung oder wenigstens Zulassung Wilsons wichtige Aktenstücke weggelassen worden. Im Senat darüber zur Rede gestellt, entgegnete Lansing: „Wir können es uns am Vorabend unseres Eintritts in diesen schrecklichen Krieg nicht leisten, alle Welt wissen zu lassen, daß wir von einer Blase von Lügern regiert werden: We cannot afford on the eve of entering this terrific war, to let all the world know, that we are ruled by a bunch of liars. Der chairman teilte nicht Herrn Davids Meinung. Er erklärte, es handle sich um die einfache Frage, ob Krieg

oder nicht, und da könne man al stimmen without having the facts or calling for the facts.

Nach und nach erfahren Einzelheiten eine gresle Beleuchtung. Noch im Jahre 1914 haben der von Roosevelt, der von Taft, der von Wilson in Paris bestellte Vertreter — Bacon, Myron Herrick, Sharp — die französische Regierung, die sich mit Friedensgedanken trug, ermahnt, auszuharren; Amerika werde helfen, sobald nur die Stimmung genügend vorbereitet sei; jetzt seien wohl nur 50 000 Amerikaner für den Krieg; es werden aber bald 100 Millionen sein. Eine mächtige Agitation hatte eingesetzt; „Gold floß wie Wasser.“ Zu Anfang des nächsten Jahres erklärte Oberst House, der politische Vertraute Wilsons während des ganzen Kriegs, der sich auch um seine Präsidentschaft die größten Verdienste erworben hatte, dem bekannten französischen Publizisten Josef Reinach, Wilson sei durchaus überzeugt von dem Recht der Entente, und es sei sein Grundsatz, nach seinen Überzeugungen zu handeln; er habe aber auch den Ehrgeiz, nur in Übereinstimmung mit der Mehrheit seiner Mitbürger zu handeln; daher werde er erst später eingreifen. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß Wilson schon seiner W^unst nach eine andere Stellung kaum habe einnehmen können. Seine Mutter war eine Engländerin (ihr Familienname Woodrow gilt bei uns allgemein als Wilsons Vorname), er selbst durchaus englischer Abstammung. Von Europa kannte er nur England; dorthin unterhielt er lebhaftere Verbindungen, brachte dort seine Erholungszeiten zu. Man hat von ihm gesagt: „Er arbeitete in Amerika und lebte in England“; eine englische Zeitung hat ihn den „besten lebenden Engländer“ genannt und ihm mit diesem Urtheil kein Unrecht getan.

Es bedarf aber dieser Zeugnisse nicht einmal, um zu belegen, daß Wilson entschlossen war, einen deutschen Sieg nicht zu dulden, nötigenfalls einen Frieden, wie er ihm paßte, zu erzwingen. Es ergibt sich das mit unverkennbarer Deutlichkeit aus seinen amtlichen Äußerungen, wie sie in öffentlichen Erklärungen und Ansprachen vorliegen.

Schon in der Botschaft an die beiden Häuser des Kongresses vom 8. Dezember 1914, also aus derselben Zeit, in der Amerikas Vertreter in Paris die Hilfe der Union in Aussicht stellten, tritt klar zutage, daß Wilson an Mitwirkung bei den Friedensverhandlungen dachte: „Wir sind die Vorkämpfer des Friedens und der Einigkeit unter den Völkern, und auf diese Auszeichnung, die wir zu verdienen getrachtet haben, sollten wir sehr eifersüchtig sein. Gerade jetzt sollten wir besonders eifersüchtig auf sie acht geben, weil es unsere liebste Hoffnung ist, daß uns dieser Charakter und Ruf, so Gott will, bald eine Gelegenheit geben wird, wie sie selten einem Volke zuteil wurde, den Frieden in der Welt und eine Versöhnung und Gesundung vieler Elemente zu beraten und zu bewerkstelligen, die die Freundschaft unter den Nationen abgekühlt und unterbrochen haben.“

Kann der Wunsch, sich einzumischen, von einem Staatsmann deutlicher ausgesprochen werden, ohne eine Dummheit zu begehen? Allerdings Wilson verchanzt ihn hinter Amerikas „Charakter und Ruf“. Er weiß beide bei dieser

Gelegenheit und bei hundert anderen seinen Landsleuten in einschmeichelndster, wirkungsvollster, ihrer Denkweise durchaus angepaßter Form zum Bewußtsein zu bringen: „Wir sind auf keinen Wettbewerb im Handel und ebensowenig auf irgend eine andere friedliche Errungenschaft eifersüchtig. Wir wollen unser eigenes Leben nach unserem Willen leben; wir wollen aber auch andere leben lassen. Wir sind die aufrichtigen Freunde aller Völker der Welt, weil wir niemanden bedrohen, niemandes Besitz begehren und niemanden vernichten wollen. Unsere Freundschaft kann ohne Vorbehalt angenommen werden und wird es auch, weil sie in einem Geist und zu einem Zweck angeboten wird, die niemand anzuzweifeln oder zu verdächtigen braucht. Darin liegt unsere Größe.“ Man könnte jeden dieser Sätze durch sein genaues Gegenteil ersetzen und würde so ziemlich das Richtige treffen. In Wahrheit hat es kaum einen großen Staat gegeben, der rücksichtsloser und nachdrücklicher den eigenen Nutzen zur Richtschnur seines Handelns nahm und der rascher und erfolgreicher seine Macht mehrte als die Vereinigten Staaten. In diesem Urteil liegt entfernt kein Tadel; es handelt sich um die Natur der Staaten, der sie folgen müssen. Wer aber solche und ähnliche Auseinandersetzungen, wie sie Wilson immer und immer wieder in schier unerschöpflicher Wandlung zur Hand hat, irgendwie als Leitsätze des Handelns gelten läßt, der verfügt über die völlige Bewußtlosigkeit politischen Denkens, wie sie einem großen, ja weit überwiegenden Teile unseres Volkes aus allen Lebensstellungen leider eigen ist. Wilson wußte, wie es allein möglich war, sein Volk in die Bahn zu lenken, die er einzuschlagen wünschte, und handelte nach dieser Erkenntnis. Verstand er doch das Instrument der öffentlichen Meinung seines Landes meisterhaft zu spielen. Damit soll natürlich in keiner Weise bestritten werden, daß das amerikanische Volk ehrlich der Meinung war, von solchen Gesinnungen erfüllt zu sein und ihnen entsprechend zu handeln. War doch sicher auch die Mehrzahl der Engländer und Franzosen überzeugt, für Freiheit und Wohlfahrt der Menschheit zu kämpfen. Der Fehler steckt nur in der Vorstellung, daß diese Völker in ihrer erdrückenden Mehrzahl in politischen Fragen anders als streng national überhaupt denken können.

Vier Monate nach dieser Botschaft, am 20. April 1915, hat Wilson in Newyork zur Jahresversammlung der Associated Press, der größten Nachrichtenagentur der Vereinigten Staaten und der Welt, geredet. Er spricht wieder von seinem Volke als der einzigen großen Nation, die am Kriege noch nicht beteiligt sei: „Unsere Atmosphäre ist noch nicht mit jenen störenden Elementen geladen, die jede Nation Europas durchdringen müssen. Ist es deshalb nicht wahrscheinlich, daß sich die Völker der Welt eines Tages an uns um eine kühlere Einschätzung der beteiligten Elemente wenden werden? Ich habe dabei nicht etwa den unmöglichen Gedanken, daß wir über sie zu Gericht sitzen sollten — keine Nation ist geschaffen, über eine andere zu Gericht zu sitzen —, ich denke daran, daß wir eines Tages berufen sein werden, beim Wiederaufbau des Friedens mitzuhelfen. Unsere Hilfsquellen sind unangetastet; wir werden durch die Gewalt der Verhältnisse mehr und mehr zum Mittler der Weltfinanzen. Wir müssen zu einem Ent-

schluß darüber kommen, was wir zu tun haben, und wie wir es tun müssen. Und dann müssen wir unser Geld und unsere Energie, unsere Begeisterung und unser ganzes Fühlen daran wenden und Herz und Sinn für jenen Tag läutern und bereiten.“

Man sieht, wie der Mann auf der betretenen Bahn schon eine Strecke weit gekommen ist. Er mahnt schon, der Mittel eingedenk zu sein, die erforderlich sein werden, der Teilnahme an Friedensverhandlungen das rechte Gewicht zu geben. Er weiß die Bille auch so zu verzuckern, daß sie genommen wird. Handelt es sich doch um Menschenpflicht, beileibe nicht um irgendwelchen Vorteil: „Lassen Sie uns an Amerika denken, bevor wir an Europa denken, damit Amerika dazu taugt, Europas Freund zu sein, wenn der Tag der Probe auf die Freundschaft kommt. Die Probe für die Freundschaft wird jetzt nicht durch Vorliebe für die eine oder die andere Seite erbracht, sondern dadurch, daß wir uns bereit halten, beiden Seiten zu helfen, wenn der Kampf vorbei ist. Das Wesen der Neutralität ist nicht Gleichgültigkeit und auch nicht Eigennuß. Das Wesen der Neutralität ist Liebe zur Menschheit. Es ist im Grunde Aufrichtigkeit und Wohlwollen, Unparteilichkeit des Geistes und des Urteils. Ich wünschte, alle unsere Mitbürger wären sich dessen bewußt.“ Kann man einschmeichelnder darlegen, daß es eine sittliche Pflicht ist, die Opfer zu bringen, die zur Sicherung einer erfolgreichen Friedensvermittlung nötig sein werden?

Die Worte sind aber nur eine Einleitung zu Darlegungen über die Zusammenfassung des amerikanischen Volkes, die für seine Stoßkraft nach außen in Frage kommt: „Wir sind die Mittlernation der Welt. Ich meine damit nicht etwa, daß wir uns in Dinge mischen wollen, die uns nichts angehen, und vermitteln wollen, wo andere Völker miteinander streiten. Ich nehme das Wort in einem weiteren Sinne. Wir sind aus den Völkern der Welt zusammengesetzt.“ Er eröffnet damit den Feldzug gegen die hyphenated Americans, die „Bindestrich-Amerikaner“, die Amerikaner deutscher und irischer Abkunft, den er dann mit steigender Leidenschaftlichkeit geführt hat, und der zu so ruchlosen Gewalttätigkeiten gegen wirkliche oder angebliche Prodeutsche Anlaß gab. An der Spitze der Nation, die ihre Politik seit ihrem Entstehen ausschließlich und allein durch den eigenen Vorteil hat bestimmen lassen, wagt er es, „Liebe zur Menschheit“ als Beweggrund ihres Handelns zu verkünden. Als Leiter eines Staates, der auf Grund der willkürlich erweiterten Monroedoktrin die Vormundschaft über ganz Amerika beansprucht, wagt er zu erklären, daß keine Nation geschaffen sei, über die andere Gericht zu sitzen. Er hat die Dreistigkeit, zu behaupten, daß Amerika „keinen störenden Ehrgeiz als Weltmacht besitzt“. Es habe zwar Land in Besitz genommen, aber es stets „für Pflicht gehalten, das betreffende Gebiet nicht für sich, sondern für das in ihm lebende Volk zu verwalten, habe stets sein Gewissen mit der Bürde belastet, nicht zu glauben, daß die Sache seinem Gebrauch gehöre, sondern sich als Treuhänder derjenigen zu betrachten, denen sie wirklich gehört, mit der Absicht, es jederzeit, wenn das Geschäft das erlaubt, dem Eigentümer zu übergeben!“ Wilson wußte genau, was er seinen Hörern bieten konnte, wie er sie zu nehmen hatte. Es ist aber kein Wunder, daß jetzt, nun seine Rolle ausgespielt ist, „Wilsonism“, bei seinen Landsleuten gleich-

bedeutend ist mit Irreführung, Verstellung, Heuchelei, überhaupt mit jedem Gebrauch der Sprache, der betrügerischer Täuschung dient.

Am 11. Oktober 1915 sprach Wilson in Washington zu den „Töchtern der amerikanischen Revolution“. Das war ein besonderer Anlaß, noch einmal die Reinheit seines Willens in eindrucks- und schwungvollen Worten zu betonen: „Wir streben nicht bloß danach, Schwierigkeiten fernzubleiben; wir sind vielmehr bestrebt, die Grundmauern zu erhalten, auf denen der Friede wieder aufgebaut werden kann. Der Friede kann nur auf den alten anerkannten Grundlagen des Völkerrechts wieder aufgebaut werden, nur auf den Dingen, die die Staaten wieder an ihre gegenseitigen Pflichten und — was tiefer geht — an ihre Pflichten gegen die Menschheit erinnern. Amerika vertritt eine große Sache, die sich nicht auf den amerikanischen Erdteil beschränkt; es ist die Sache der Menschheit selbst. Das einzige, dem die Welt auf die Dauer nicht widerstehen kann, ist die sittliche Kraft großer, siegreicher Überzeugungen.“ Wie hätten die „Töchter der amerikanischen Revolution“ nach solchen Worten nicht freudig bereit sein sollen, die „Schwierigkeiten“ auf sich zu nehmen, die das Eintreten für einen Menschheitsfrieden mit sich bringen konnte. Soweit sie nicht völlig in Gefühlen aufgingen, waren sie auch deutlich gewarnt, daß es ohne solche Schwierigkeiten kaum abgehen werde.

Der Präsident ließ sie deutlicher in die Erscheinung treten, als er am 4. November vor dem Manhattan-Klub in Newyork eine Vorlage zur Verstärkung von Heer und Flotte in einem für die Vereinigten Staaten in Friedenszeiten ganz ungewöhnlichen Umfange ankündigte. Sie war, wie er am 7. Dezember den beiden Häusern des Kongresses vortrug, bestimmt, Amerika „die volle Freiheit zu sichern, die unparteiische Rolle in diesem Erdteil und in der Welt zu spielen, die ihm nach unser aller Glauben von der Vorsehung bestimmt ist“. Es schloß sich ihr die Sendung des Obersten House an, die bezweckte, Deutschland zum Aufgeben des U-Bootkrieges zu bewegen. Deutschland sollte die Waffe aus der Hand genommen werden, die allein geeignet war, vor der Aus- hungerung durch Englands völkerrechtswidrige Sperre zu retten, die ihm den Sieg verschaffen konnte. Als am 8. Februar 1916 deutscherseits trotzdem der verschärfte U-Bootkrieg erklärt wurde, ist es Wilson gewesen, der durch seine Note vom 20. April den berechtigten und damals noch aussichtsvollen Entschluß durchkreuzt hat.

In unmittelbarem Anschluß an den folgenden Notenaustausch setzten, von Washington her angeregt, die deutsch-amerikanischen Verhandlungen über eine Vermittlung ein. Vor dem Handelskongreß in Detroit setzte Wilson am 10. Juli 1916 auseinander, wie er sich ihr Ergebnis dachte: „Eines ist völlig klar, nämlich daß die Vereinigten Staaten eine neue Rolle spielen werden, und daß es eine Rolle beispielloser Gelegenheiten und unendlich gesteigerter Verantwortung sein wird. Die Zeit der provinziellen Denker ist vorüber. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen eine große Rolle in der Welt spielen. In Zukunft wird der Handel in Ausblick und Ziel mit Staatskunst, internationaler Staatskunst verwandt sein. Sie wird gründliches Verständnis für die Handels- und Unternehmungsbedingungen auf dem ganzen Erdball haben müssen, weil

Amerika seinen Geist seinen Waren vorausschicken muß, wenn es sie absetzen will.“ Ob irgendeiner der Hörer dem Redner geglaubt hat, daß Amerikas Staatskunst sich bis dahin noch nicht um den Außenhandel bekümmert habe? Es war auch nicht einmal etwas Neues, daß es sich jetzt um den ganzen Erdball handelte. Wer hat denn z. B. seinerzeit in denkbar härtester Weise den Anstoß zur Aufhebung des Sumpdzolles gegeben? Amerika, das „auf keinen Wettbewerb im Handel eifersüchtig ist“, bereitete sich vor, in der Vertretung seiner Interessen planmäßig in der ganzen Welt einzugreifen, wie es das auf dem eigenen Kontinente seit langem getan und auch in Ostasien begonnen hatte.

Die Annahme der zweiten Präsidentschaftskandidatur am 2. September 1916 hat Wilson neuen Anlaß gegeben, sich über den Frieden auszusprechen: „Sowohl unsere Hilfsquellen wie unsere Politik müssen wir in Bereitschaft setzen. Es muß ein gerechter und ausgeglichener Friede werden, und wir in Amerika müssen die volle Kraft unserer Begeisterung und unseres Ansehens als Nation dazu beitragen, um diesen Frieden auf weltweiten Grundlagen zu errichten, die nicht so leicht zu erschüttern sind. Kein Staat kann gegenüber mutwilligen Störungen des Weltfriedens neutral bleiben. Kein Staat stehe völlig beiseite, wenn Leben und Interessen aller in Verwirrung und Gefahr geraten.“ Kann irgend jemand glauben, daß der Redner bei den mutwilligen Störungen des Weltfriedens, bei der Verwirrung und Gefahr, in die Leben und Interessen aller geraten, an Handlungen von Engländern und Franzosen gedacht hat, daß gegen sie Amerikas Hilfsquellen und Politik in Bereitschaft gesetzt werden müßten? Die Flut der schweren Beschuldigungen, die Wilson unter Hintanziehung jeglichen Wahrheits sinnes gelegentlich der Kriegserklärung am 2. April 1917 über Deutschlands Regierung ergoß, sind ein genügender Beleg, daß davon nicht die Rede sein kann. Wenn er gleichzeitig zwischen dem deutschen Volk und seiner Regierung unterschied und Österreich-Ungarn gegenüber den Friedensstand beibehielt, so war das nichts als wohlberechnete Kriegslist. Der Erfolg ist ihr leider nicht versagt geblieben; sie ist zugleich ein Beweis dafür, daß die amerikanische Politik über die Lage in Mitteleuropa besser unterrichtet war, als ihre wohlwollenden deutschen Interpreten auch heute noch wahr haben wollen.

Es ist weiter kein Wort darüber zu verlieren, in wie schamloser Weise Wilson die Grundsätze preisgegeben hat, die nach unermüdlich und in den verschiedensten Formen wiederholten Versicherungen seine Friedensarbeit leiten sollten. Seine feierlichen Erklärungen, daß er nicht das deutsche Volk, sondern nur dessen angeblich autokratische Regierung bekämpfe, haben sich als eitel Lug und Trug, als echter Bauernfang erwiesen. Nicht eine der gegebenen Versprechungen ist gehalten worden. Wilson hat sich vollständig unfähig gezeigt, seine schiedsrichterliche Stellung gegenüber Clemenceau und Lloyd George zur Geltung zu bringen; er hat das, soweit bis jetzt unsere Kenntnis reicht, gar nicht einmal ernstlich versucht. An Stelle des Weltfriedens, den er als Lösung ausgab für den Eintritt seines Landes in den Krieg, ist ein Zustand verwirrender Feindseligkeiten getreten, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht sah. Sein Eingreifen hat unendlich viel mehr zerstört als aufgebaut. Ob Amerika die Früchte ernten wird, die sein Präsident erwartete, steht dahin. Jedenfalls hat gerade

er es dahin gebracht, daß das deutsche Volk, das der Entwicklung der Union seit ihrer Begründung so teilnehmend und hilfsbereit gegenüberstand wie kein anderes, dessen Angehörige stets mit an vorderster Stelle genannt werden müssen, wenn es gilt, Amerikas Entwicklung zu erklären, zum Paria der Nationen geworden ist und in drohender Gefahr schwebt, dauernd zum Sklavenvolk herabzufinken. Dafür kann es sich in erster Linie bei Herrn Wilson bedanken.

In zweiter Linie allerdings bei sich selbst. In der Mitteilung an die provisorische Regierung von Rußland vom 9. Juni 1917 hat der Präsident feierlich Einspruch erhoben, daß der Krieg enden dürfe „mit der Wiederherstellung des status quo ante“. Das sei das Streben der „kaiserlich deutschen Regierung und derer, die sich von ihr gebrauchen lassen“. Aber „die Macht, die die kaiserlich deutsche Regierung im Reich, und die weitreichende Herrschaft, die sie außerhalb des Reiches ausübte, sind es gewesen, die diesen graufigen Krieg herbeigeführt haben!“ Das geschah zu der Zeit, als Erzberger, der Vertrauensmann der Habsburger, die Reichstagserklärung über einen Verständigungsfrieden vorbereitete! Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte amtlich verkündet, daß er das Deutsche Reich nicht erhalten, sondern schwächen wollte! Die schönen Redewendungen über Gerechtigkeit und Selbstregierung im Völkerleben, mit denen die Erklärung verbrämt war, konnten an ihrem Inhalt nichts ändern. Die Agitation, die längst eingesezt hatte, Stimmung und Gesinnung des deutschen Volkes zu zermürben, hatte durch den Einsatz amerikanischer Mittel einen riesenhaften Aufschwung genommen. Unser Volk ist ihr in seiner schier unbegreifbaren politischen Urteilslosigkeit erlegen. Den Deutschen, der heute noch glaubt, daß Wilson es je ehrlich mit Deutschland meinte, stellte vor kurzem nicht ohne guten Grund ein amerikanischer Freund vor die Wahl, sich entweder als Schurke oder als Tropf zu fühlen. Unter allen, die am Grabe unseres Volkes geschaufelt haben, hat keiner fleißiger, geschickter und erfolgreicher gearbeitet als Thomas Woodrow Wilson. Das ist das Urteil, das man jetzt fällen muß, und es wird das der Geschichte bleiben.



Italien und Deutschland

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium



Wie in Deutschland, wie in Italien sympathisch beurteilten Beglaubigung des Herrn von Berenberg-Göpler als Botschafter des Deutschen Reichs in Rom sind die völkerrechtlichen Beziehungen Deutschlands zu Italien in vollem Umfang wieder aufgenommen. Hamburg, die Stadt weltumfassender Interessen und großer volkswirtschaftlicher Traditionen hat in Herrn von Göpler dem Deutschen Reich den zweiten Vertreter auf wichtigem Posten im Ausland gegeben. Das Freisein von jeder geistigen Beengtheit wirtschaftlicher oder politischer Natur, das den führenden Männern unserer alten Hansestädte eigen ist, dürfte dem neuen Botschafter in Italien zur Empfehlung gereichen.